

Gisela Hollandt, Die Hauptgestalten in Gottfrieds Tristan. Wesenszüge, Handlungsfunktion, Motiv der List. Berlin 1966, Erich Schmidt Verlag, 168 S. = Philologische Studien und Quellen, hrsg. von Wolfgang Binder, Hugo Moser, Karl Stackmann, Heft 30.

„Der methodische Ansatz“¹ der Arbeit Gisela Hollandts beruht auf der Feststellung, die *Tristan*-forschung sei bis heute dem „Grundirrtum“ erlegen, „das Romangeschehen [im *Tristan* Gotfrits] immer wieder — wenn auch meist gar nicht bewußt — am Artus-Roman“² zu messen. Die Verfasserin legt dar, daß im Artus-Roman „die handelnden Gestalten um so typischer und an persönlichen Wesenszügen ärmer erscheinen, je wichtiger ihre Handlungsfunktion ist. Sie sind, was ihre Charakterisierung durch den Dichter betrifft, weitgehend auswechselbar . . . Hingegen handeln Gottfrieds Figuren aufgrund von Überlegungen, die aus ihrer spezifischen Wesensart resultieren, und die Romanhandlung wird weitgehend durch Entscheidungen der einzelnen Gestalten motiviert . . . Der Held wird hier nicht nach einem objektiven Grundplan bewegt, er ist nicht nur Träger von Handlungen, die vorbildliches oder fehlerhaftes Verhalten des höfischen Ritters demonstrieren sollen. Vielmehr hat er sich beständig mit seinem ganz persönlichen Schicksal auseinanderzusetzen . . . Das alles gilt . . . in gleicher Weise für die Nebenfiguren . . . Es handelt sich also nicht nur um ein durch das Minneverhängnis bedingtes Verhalten des Menschen, sondern offenbar ganz allgemein um das Verhältnis des Einzelnen zu seinem persönlichen Geschick.“³ Aus diesen methodischen Voraussetzungen leitet die Verfasserin ihre Aufgabe ab: „Der Gehalt der Dichtung muß daher in erster Linie in der Daseinsweise ihrer Gestalten gesucht werden . . .“⁴.

Entsprechend der ursprünglichen Aufgabenstellung der Arbeit (sie war unter dem Titel „Das Motiv der *list* in Gottfrieds *Tristan*“ angekündigt und lag 1963 der Philosophischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz als Dissertation vor) will die Verfasserin besonders die „Listthematik“ berücksichtigen, „die die gesamte Handlung von Anfang an durchzieht“⁵, dabei aber nicht wie Getrud Hermans⁶ die listigen Taten moralisch rechtfertigen, sondern „nach der Intention fragen, die dem listigen Handeln der Figuren jeweils zugrunde liegt.“⁷

Dem ‘methodischen Ansatz’ entspringen also mehrere Fragen: 1. die nach der Wesensart der Figuren, 2. die nach der Rolle der *List* (= im nhd. Sinne), 3. die nach der Intention, nach der Gesinnung der Listigen. Indem sich die Verfasserin bemüht, alle drei Bereiche gleichzeitig zu behandeln, entgeht sie nicht immer der Gefahr, die Fäden zu verwirren, vor allem auch deswegen, weil ihre Terminologie nicht fest genug ist, das Gemeinte auch klar zu bezeichnen. Das zeigt sich deutlich bei dem in mehreren Varianten vorkommenden Begriff der ‘Wesensart’⁸, der, wie die Verfasserin bemerkt, „theoretisch . . . schwer bestimmbar“⁹ ist. Zwar grenzt sie den Begriff nach der einen Seite hin ab: „Diese personale Wesensart darf mit modernen Begriffen wie ‘Charakter’, ‘Persönlichkeit’ oder gar irgend einer Art von psychologischem Typus keineswegs gleichgesetzt werden“, entzieht sich aber dennoch einer genauen Definition.

¹ S. 11. (Seitenzahlen ohne Autorenangabe beziehen sich auf die besprochene Arbeit).

² S. 10. ³ S. 9ff. ⁴ S. 11.

⁵ S. 13. (Die Hauptgestalten Tristan und Isolde werden „ausschließlich im Hinblick auf das Listmotiv“ untersucht, da sich ihr ‘Lebensgang’ „anhand dieses Motivs in allen wesentlichen Zügen fast lückenlos darstellen“ lasse, S. 13, A. 23).

⁶ *List. Studien zur Bedeutungs- und Problemgeschichte*, Diss. Freiburg, 1953 (masch.).

⁷ S. 15.

⁸ Titel: „Wesenszüge“, S. 8; „besondere Wesensart“, S. 9; „personale Wesensart“, S. 10; „spezifische Wesensart“, S. 11; „Daseinsweise“, S. 12; „Wesen“, S. 154; „personale Wesenseigentümlichkeit“, etc.

⁹ S. 11.

Sie begnügt sich mit der vagen Feststellung, Gotfrits Gestalten seien „zwar noch keine Individuen im vollen Sinne des Wortes, wohl aber [sei] jede einzelne unverwechselbar sie selbst ...“.¹⁰ Trotz dieser Unsicherheit glaubt die Verfasserin, die 'Daseinsweise' der Gestalten Gotfrits könne „dem Text ... unmittelbar abgelesen werden.“¹¹ Wie aber sollte der Text auf eine unbestimmte Frage eine genaue Antwort geben können? Einige wenige Ergebnisse dieser Untersuchungsmethode mögen zunächst genügen:

„Der frühe Tod Riwalins aber ist letztlich die Folge seines Verhaltens, das in seiner Wesensart begründet liegt“, die 'Wesensart' Riwalins aber ist „Übermut, der jeglicher Besonnenheit entbehrt.“¹² Brangäne ist eine „Gestalt von besonderer Einheitlichkeit des Wesens ... Ihre bedeutsamste Eigenschaft ist ihr wacher Sinn für die Wirklichkeit der jeweiligen Situation. Sie handelt immer nach dem gesunden Menschenverstand ...“.¹³ Warum unternimmt Tristan die Werbungsfahrt nach Irland? „Die Antwort auf diese Frage kann nur sein: er handelt seinem Wesen gemäß.“¹⁴

Die Unbestimmtheit und damit die Problematik des 'methodischen Ansatzes' erweist sich am besten an der Gestalt des Königs. Fügen sich die Nebenfiguren (in der Reihenfolge ihrer Darstellung: Riwalin und Blanscheflur, Rual und Floræte, Curvenal, Isolt, Königin von Irland, Brangäne) einer solchen Systematik relativ leicht, fügen sich ihr, wenn auch nur mit großen Schwierigkeiten, sogar die Hauptgestalten Tristan und Isolt — die Gestalt Markes entzieht sich ihr mit Sicherheit.

Der Verfasserin gilt das „Sowohl — Als-auch“ in der Bewertung der „am meisten umstrittenen Gestalt der Dichtung“ mit Recht „nicht als befriedigende Lösung“.¹⁵ Um zu einem neuen, gerechteren Bild Markes zu gelangen, will sie mit Hilfe ihrer Methode „alle Stellen, die über Marke berichten, genau ... analysieren.“¹⁶ Bei diesem Beginnen aber fällt sie der Unbestimmtheit ihrer Begriffe zum Opfer. Im Laufe der Untersuchung ist nämlich aus ihrer Suche nach der 'Wesensart' der Gestalten in Wahrheit die Suche nach einem „einheitlichen Wesenskern“¹⁷ geworden. Der Versuch, so wird sich zeigen, einen solchen 'Wesenskern' auch bei Marke zu finden, muß notwendig scheitern.

Anstatt die 'Wesensart' Markes wirklich aus allen Stellen, die über ihn berichten, herauszuarbeiten, folgert Gisela Hollandt aus dem Geschehen bis zur Gandin-Episode eine „herrscherliche Wesensart“¹⁸ des Königs und läßt ihn dann (vom Dichter? aus Stoffzwang?) „in die Rolle des argwöhnischen Ehemannes gedrängt“ werden. Unversehens wird daraufhin auch aus der 'Wesensart' (entgegen den eigenen Voraussetzungen) eine Rolle, und „die beiden Rollen geraten nun wiederholt miteinander in Konflikt.“¹⁹ Die Verfasserin verfängt sich in ihren eigenen Fußangeln und stellt nun Widerspruch neben Widerspruch: „Gottfried entwirft eine Studie des argwöhnischen Gatten, er argumentiert jetzt psychologisch. Das hat zur Folge, daß er den bisher immer nur nach allgemeinen Richtlinien handelnden idealtypischen König, dessen ganz auf Repräsentation gestelltes Wesen mit Tristans von 'privaten' Antrieben bestimmter Hand-

¹⁰ S. 9.¹¹ S. 11.¹² S. 18.¹³ S. 50.

¹⁴ S. 60. Dazu zitiert die Verfasserin Ingrid Hahn, *Raum und Landschaft in Gottfrieds Tristan. Ein Beitrag zur Werkdeutung*, München 1963, S. 89: „Tristan ist seinem Wesen nach heimatlos.“ — Die in der Forschung stark umstrittene Frage nach dem Beginn der Liebe zwischen Tristan und Isolt ist damit scheinbar gegenstandslos geworden. Vgl. etwa Friedrich Ranke, *Tristan und Isold*, München 1925, S. 204; Emil Nickel, *Studien zum Liebesproblem bei Gottfried von Straßburg*, Königsberg 1927, S. 46; Julius Schwietering, *Die deutsche Dichtung des Mittelalters*, Potsdam o. J., S. 184; Helmut de Boor, *Geschichte der deutschen Literatur*, Bd. 2, München 1960, S. 135; Gottfried Weber, *Gottfrieds von Straßburg Tristan und die Krise des hochmittelalterlichen Weltbildes um 1200*, Bd. I, Stuttgart 1953, S. 219; Hans Furstner, *Der Beginn der Liebe bei Tristan und Isolde in Gottfrieds Epos*, Neophilologus 41, 1957, S. 25—38, Arthur Thomas Hatto, *Der minnen vederspil Isot*, Euphorion 51, 1957, S. 302—307.

¹⁵ S. 53. Zu diesem Punkt wird allerdings nur ein geringer Teil der einschlägigen Literatur angeführt.

¹⁶ Ebenda.¹⁷ S. 78.¹⁸ S. 63.¹⁹ S. 64.

lungsweise wirkungsvoll kontrastierte, nun auch mit individuellen Zügen ausstatten muß. Dem Tun Markes liegt im folgenden eine doppelte Motivation zugrunde, die aus seiner Doppelrolle mit Notwendigkeit folgt.²⁰ Es scheint zumindest ein terminologischer Widerspruch zu bestehen, wenn gesagt wird, Gotfrit argumentiere nun psychologisch — vorher war die Annahme jeder Art „von psychologischem Typus“²¹ ausgeschlossen worden. Ein weiterer Widerspruch: Wenn eine Gestalt, deren 'Wesen' herausgearbeitet worden war, zusätzlich "mit individuellen Zügen" ausgestattet werden muß, dann können diesem 'Wesen' vorher keine solchen Züge zu eigen gewesen sein. Aber gerade individuelle Züge waren zu Anfang der 'personalen Wesensart der Figuren' zugesprochen worden. Wie kann dann aber die 'personale Wesensart' mit dem Idealtypus gleichgesetzt werden²², und wie kann der König, der in eine Rolle gedrängt wird, gerade in dieser ihm aufgezwungenen Rolle individuelle Züge tragen? Überdies widerspricht sich die Verfasserin noch einmal, wenn sie Markes 'Wesen' nur aus seinen (scheinbaren) Stärken ableitet, seine Schwächen jedoch (die „klägliche Rolle“²³ in der Gandin-Episode, die Komplizenschaft mit Marjodo und Melot, die Verbannung vom Hof²⁴ etc.) als „seinem Wesen fremd“²⁵ darstellt: die Annahme einer doppelten Motivation steht in prinzipiellem Widerspruch zum 'methodischen Ansatz' der Arbeit.

Im Grunde kommt die Verfasserin nicht über das unbefriedigende Marke-Bild hinaus, das de Boor in seiner „Grundauffassung“ skizziert hat²⁶. Bei konsequenter Anwendung ihrer Methode hätte es Gisela Hollandt jedoch gelingen können, auch Marke als einheitlich gestaltete Figur zu begreifen, wenn sie es über sich gebracht hätte, „das merkwürdig Schwankende, das ihn kennzeichnet“²⁷ (Sperrung von mir), als seine 'Wesensart' zu akzeptieren. Sie hätte erkennen können, daß (notabene innerhalb ihrer Voraussetzungen) der 'einheitliche Wesenskern' Markes seine Uneinheitlichkeit ist, sein Schwanken²⁸, seine Haltlosigkeit. Sie hätte erkennen können, daß die Annahme einer doppelten Motivation unnötig ist, denn Schwanken und Haltlosigkeit zeichnen nicht nur den argwöhnischen Gatten aus, sondern — fast von Anfang an — auch den nur scheinbar 'idealtypischen König'. Der König Marke offenbart von den ersten Szenen an und von Mal zu Mal deutlicher einen unköniglichen Kleinmut, der in der Morolt-Episode seinen unüberschbaren ersten Höhepunkt erreicht. Durch diese Schwäche und Passivität in Krisen und Belastungen, die seine Entschlossenheit und Tatkraft erforderten, wird Markes Herrscherautorität nach und nach derart erschüttert, daß sie endlich zerbricht und der König in die Hand seiner Höflinge gerät, ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand wird²⁹. Marke wird nicht erst zum 'Schwächling', weil er „in eine seiner herrscherlichen Existenz völlig unangemessene Situation“³⁰ gerät, sondern weil er schwach und haltlos ist, gerät er

²⁰ S. 65.²¹ S. 9.²² Vgl. ebenda und S. 78.²³ S. 63.

²⁴ Diese Verbannung charakterisiert die Verf. richtig gegen die gängige Meinung als Handeln „aus Schwäche“ (S. 69, vgl. S. 70. Ein Hinweis auf den Vorgang R. Combridges in *Das Recht im 'Tristan' Gottfrieds von Straßburg*, ²Berlin 1964, S. 127ff., wäre angebracht gewesen). Bei der Interpretation dieser Stelle ist allerdings ein Fehler unterlaufen: „Nicht er scheidet ja aus der *bäsen gemeinde* aus, vielmehr sondert er Tristan und Isolde davon ab.“ (S. 69). Das hieße, da die *gemeinde* nur aus Tristan, Isolt und Marke besteht, daß das Böse in Marke personifiziert sei. Der Text lautet aber entgegengesetzt! (vv 16607—16613; v 16613 ist überdies ironisches Selbstzitat Gotfrits, vgl. vv 16420ff.).

²⁵ S. 64; vgl. S. 9.

²⁶ Helmut de Boor, *Die Grundauffassung von Gottfrieds Tristan*, DVjs 18, 1940, S. 262—306. De Boor findet in Marke einen „in seiner Weise vorbildlichen Vertreter der höfischen Gesellschaft, kraftlos zwar, da ihm Gottfried jede Entfaltung nach der ritterlichen Seite vor-enthalten hat, aber innerhalb der höfischen Sphäre zunächst ohne Fehl.“ (S. 299).

²⁷ S. 78, vgl. S. 64, A. 29, S. 73f., S. 76.

²⁸ Vgl. die Textstellen, in denen Gotfrit durch eine auffallende Häufung des Wortes *aber* das Bild des Schwankens mit Worten nachzeichnet, z. B. vv 13775f., vv 13788ff., vv 14221ff., vv 15112ff., vv 17529ff.

²⁹ Vgl. S. 64.³⁰ Ebenda.

in Situationen, die seine 'Wesensart' unbarmherzig deutlich offenbaren³¹. Bei folgerichtiger Handhabung ihrer Methode hätte die Verfasserin dann auch jenes Phänomen erklären können, das sie etwas verlegen „eine Art 'Entwicklung' Markes“³² nennt. Gotfrit führt Marke den vom Schicksal, dem *billich*³³, vorgeschriebenen Weg und entdeckt dabei Schritt für Schritt Markes 'personale Wesensart'; also nicht Entwicklung, sondern Decouvrierung Markes durch sein Handeln, das bezeichnenderweise oft genug (Morolt-, Gandin-Episode, Vertreibung vom Hof, Entdeckung der Liebenden) ein Nichthandeln ist.

In der Einleitung ihrer Arbeit zitiert Gisela Hollandt aus der Arbeit Ingrid Hahns: „Gotfrit deutet den Ablauf des Geschehens als eine Korrespondenz von Person und Schicksal. . .“³⁴ Gerade die Gestalt Markes hätte diesen Satz, der den Ausgangspunkt der Verfasserin bezeichnet, bestätigen können. Aber gerade an Marke scheiterte sie, weil sie ihre Methode nicht konsequent anwandte.

Wir haben bis jetzt, kritisch zwar, aber immer innerhalb der Voraussetzungen der Verfasserin argumentiert. Wenden wir nun die Blickrichtung, betrachten wir die Arbeit Gisela Hollandts von außen, dann bemerken wir, daß auch das Fundament der Arbeit auf unsicherem Boden steht. Die Suche nach der 'personalen Wesensart' geht von der Voraussetzung aus, daß z. B. Marke nicht mehr „der *jaloux* der *Chansons de la mal mariée*“³⁵ ist, nicht mehr ein „gewissermaßen an Dröhnten tanzender Fabliauxtyp“³⁶, sondern eine vom Dichter bewußt und folgerichtig gestaltete Person³⁷. Bevor aber diese Voraussetzung zur Grundlage einer Arbeit gemacht wird, müßte bewiesen werden, daß die Darstellung geschlossener Charaktere — darum geht es der Verfasserin letztlich, obwohl sie den Begriff Charakter ablehnt — wirklich Gotfrits Intention war³⁸. Das ist nicht geschehen. Dem Leser bleibt anheimgestellt, die Voraussetzung anzunehmen oder abzulehnen. Doch selbst wenn man sie annähme, blieben genügend Zweifel und Kritik an den Thesen der Verfasserin.

Frankfurt/Main

Winfried Frey

³¹ Vgl. Rainer Gruenter, zuletzt: 'Daz ergest und daz beste'. Zu Gotfrits 'Tristan und Isold' *vv 11645—13096*, in: *Mediaeval German Studies*, presented to Frederick Norman, London 1965, S. 193—200, bes. S. 199.

³² S. 74.

³³ Vgl. Combridge, aaO., S. 144f., Hahn, aaO., S. 98.

³⁴ S. 11, A. 17 (= Hahn, aaO., S. 98).

³⁵ So Samuel Singer, *Thomas von Britannien und Gottfried von Straßburg*, in: *Festschrift für Edouard Tièche*, Bern 1947, S. 87—101, S. 98.

³⁶ Emil Nickel, aaO., S. 56.

³⁷ Vgl. Gottfried Weber, aaO., Bd. I, S. 219, A. 1.

³⁸ Vgl. dazu: Gottfried von Straßburg, *Tristan*, translated by Arthur Thomas Hatto. The Penguin Classics, Edinburgh 1960, S. 23f. und dazu die Rezension von Helmut Bracker, *Euphorion* 56, 1962, S. 323, sowie Friedrich Ohly's Rezension der Arbeit Maria Bindschedlers über *Gottfried von Straßburg und die höfische Ethik* (PBB 76, 1954/55, S. 1—38) in: *AfdA* 68, 1955/56, S. 127: „Thomas Mann hat in seinem Gregoriusroman das eigenwillig und unbekümmert um Begründung sich verwickende Gesetz der Fabel, die, ihrer dichterischen Eigengravitation gehorchend, unabwendbar abläuft, klar ins Bewußtsein gehoben und mit dem Sichfügen in das — von Gottfried *der billich* genannte (9370, 10058) — Gesetz der Handlung, dessen Anerkennung man nicht als Zweifel an der dichterischen Fähigkeit Gottfrieds zurückweisen sollte, einen auch für den Tristan gültigen Zug mittelalterlichen Erzählens gesehen . . .“